

VORWORT

»Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur«: So resümierte Ernst Bloch 1939 in den USA einige der Gefahren, die das Leben im Exil mit sich brachte. Gleich ihm erfuhren die meisten Exilanten den Aufenthalt in der Fremde als eine Gefährdung dessen, was sie trotz Flucht und erzwungener Deplatzierung gerettet zu haben glaubten: die Vertrautheit mit ihrer Muttersprache und den selbstverständlichen Gebrauch von Denk- und Ausdrucksformen, die ihre Erinnerungen, Affekte und sozialen Verhaltensmuster geprägt hatten. Der Verlust dieser Muttersprache erschien ihnen deshalb als eine stückweise Auslöschung ihrer privaten Existenz, ihrer individuellen, im eigenen kulturellen Umfeld gewachsenen Identität. Im sozialen Maßstab betrachtet, musste dies die Verflüchtigung und Zerstörung ihrer hergebrachten, sprachlich vermittelten Kultur nach sich ziehen. Für die Mehrzahl der Exilierten war das Festhalten an der Muttersprache also ein Reflex des Selbstschutzes und der Selbstbewahrung; zugleich war es die Voraussetzung für kollektive Reaktionen gegen nationalsozialistische Sprachmanipulation und die Besetzung kultureller Identität.

Doch gerade der weitreichendste Kollektiventwurf des Exils, das Konzept des »Anderen Deutschlands«, erwies sich im Grunde als zweiseitig. In ideologischer Frontstellung zum Nationalsozialismus entstanden, hing es kulturtheoretisch nicht weniger der durch die Romantik geprägten Vorstellung einer deutschen Nationalkultur nach, deren Wesen in der Emigration bewahrt werden solle. Mehr vergangenheits- als zukunftsorientiert, mehr statisch als dynamisch, verschrieb es sich dem Erhalt des Eigenen anstatt der Konfrontation mit dem Neuen, Fremden und relegierte die Austragung unvermeidlich entstehender Kulturkonflikte in den individuellen Bereich. Das »Andere Deutschland« repräsentierte die *genuine* deutsche Kultur, frei von allen nationalsozialistischen Auswüchsen, gleichzeitig aber ethnozentrisch und selbst-reflexiv. Dieses im Grunde essenzialistische Kulturkonzept zeitigte Konsequenzen – insbesondere für die exilierten Schriftsteller, die sich als kollektiv eingesetzte Konservatoren deutscher Sprache und Kultur verstanden und zumeist den kategorischen Standpunkt Lion Feuchtwangers teilten: »In einer fremden Sprache dichten, in einer fremden Sprache gestalten, kann man nicht« (*Arbeitsprobleme des Schriftstellers im Exil*, 1943).

Dass Feuchtwanger und andere Autoren ihren Erfolg nicht zuletzt Übersetzungen verdankten, ja, dass zahlreiche Werke des Exils zuerst in Übersetzung erschienen waren, änderte wenig an deren allgemeiner Geringschätzung. »Denn auch die beste Übersetzung bleibt ein Fremdes«, heißt es nochmals

bei Feuchtwanger, wo dem übersetzten Text der Status eines toten Gegenstands zukommt, dem jeder »Duft« der lebendigen (deutschen!) Sprache abhanden gekommen sei. Und so mehrten sich im Exil die Klagen über das »Brot der Sprache«, von dem man zehre bis zur Verkümmern, über das Versiegen dichterischer Kraft und die Unzulänglichkeit der hergebrachten Ausdrucksmittel, über das Elend von Sprachverlust und Sprachexil. Nur die wenigsten Autoren zogen daraus die Konsequenz eines freiwilligen Verzichts auf ihre Muttersprache zugunsten eines okkasionellen oder dauernden Sprachwechsels oder ihrer Betätigung als Übersetzer und Selbstübersetzer. Die es taten, waren meist jüngere Exilanten, die erst literarisch debütierten – Erich Fried, Michael Hamburger, Peter Weiss, um nur diese zu nennen. Unwesentlich ältere Autoren wie Arthur Koestler, Klaus Mann oder Ernst Erich Noth beweisen jedoch, dass der Generationsfaktor keine hinreichende Erklärung bietet, und zur Weltliteratur zählende Autoren wie Beckett oder Nabokov demonstrieren gar eindringlich, dass Exterritorialität und (Sprach-)Exil sogar zur unmittelbaren Schaffensquelle werden konnte.

Voraussetzung dazu war freilich die Fähigkeit eines jeden Autors, sein Verhältnis zu Eigen- und Fremdkultur zu überdenken und – gerade in der ungewissen Lage des Exils – seine kulturelle Identität nicht länger in Gegensätzlichkeiten zu formulieren. Es bedurfte der Auflösung eines Widerspruchs, den der exilierte Soziologe (und Sprachwechsler) Alfred Schütz noch wie folgt formuliert hatte: Der Fremde (bzw. der Exilant), so Schütz, sei ein »ein Marginaler, ein kultureller Hybride, der auf der Grenze zwischen zwei Kulturen lebt ohne zu wissen, zu welcher von beiden er gehört« (*Der Fremde*, 1944).

Dem von Schütz beschriebenen Fremden entgegenzustellen ist die Figur des Übersetzers, der die Erfahrung von Liminalität und kultureller Hybridität aushalten und die verzeichneten Brüche und Interferenzen von kulturellen Mustern zu einem neuen Ganzen zusammenfügen kann. Als »Grenzgänger« zwischen Sprach- und Kulturfeldern vermittelt er nicht nur zwischen »Fremdem« und »Eigenem«, indem er durch die geschaffene Äquivalenz des Nicht-Identischen kulturelle Unterschiede kenntlich macht. Vielmehr gründet er seine eigene Existenz auf die schöpferische Ausfüllung jenes »Dazwischen«, auf jenen in der Überlappung von Kulturfeldern geschaffenen imaginären »Dritten Raum«, der ihm die Verortung seiner transkulturellen Identität gestattet.

Übersetzen als kulturelles – und damit kulturveränderndes – Handeln: In dieser Form bestimmt der Übersetzungsbegriff inzwischen eine über Linguistik und Textphilologie hinausweisende, kulturtheoretisch orientierte Übersetzungs- bzw. Translationswissenschaft; als *kulturelle Übersetzung* kennzeichnet er auch eine Wende in den Kulturwissenschaften (»translational turn«). Kulturen, so betont vor allem Homi K. Bhabha, existieren im Zeit-

alter von Postkolonialismus und Globalisierung nur noch als »übersetzte«, weshalb auch der Kulturprozess nur noch als Übersetzungsprozess beschreibbar sei.

Die Übersetzung begibt sich damit ihrer untergeordneten Funktion eines möglichst bruchlosen linguistischen »Transfers« kultureller Inhalte und avanciert zum Modus einer Kulturproduktion, die zur Auflösung der Kategorien des »Fremden« und »Eigenen« tendiert. Dies wiederum müsste Konsequenzen haben für unser Verständnis von Exilliteratur. Elisabeth Bronfen hat diese in ihrem psychoanalytischen Erklärungsmodell als Narration des Un-Heimlichen, als Ort des Auseinanderbrechens und des versuchten Neuentwurfs individueller und kollektiver Identitäten dargestellt. Ihrem Nachweis einer Mythopoetik des Exils und einer psychoanalytisch motivierten »Doppelung« von Zeit, Ort und Subjektentwurf wäre daher der Aspekt einer »doppelten« Sprache hinzuzufügen, die sich fallweise als Wechsel zur exogenen Sprache bzw. zur (Selbst-)Übersetzung, als Erstarrungsprozess in der endogenen Sprache oder auch als mehr oder weniger intentionale Amalgamierung von Mutter- und Fremdsprache (von kunstvollen Sprachcollagen bis zum babylonischen Sprachengewirr des »Emigranto«) manifestiert. Somit wäre dem Umstand Rechnung getragen, dass sich Exilliteratur – wie die Literatur der Moderne überhaupt – einer (fremd-)kulturell motivierten Identitätskrise auch sprachlich stellt, wobei gerade die Praxis der Übersetzung und der durch sie eröffnete »Dritte Raum« Möglichkeiten zu deren personaler und textueller Neuschreibung bieten.

Deutlicher ins Blickfeld gerät somit eine Literatur, die nicht nur die (gleichwohl reale) Erfahrung der Entwurzelung, Entortung, des Deplatziert-Seins einschreibt und in negativer Weise als »Verlust« verbucht, sondern in der binäre Oppositionen wie eigen-fremd, dort-hier, vergangen-zukünftig auch sprachlich verarbeitet und ausagiert werden. Dies impliziert zweifellos das Heranrücken der »historischen« Exilliteratur an die Literaturen heutiger Exile und an Formen aktueller Migrantenliteratur, wobei es der Forschung im Einzelnen vorbehalten bleibt, notwendige Binnendifferenzierungen von Text- bzw. Übersetzungsverfahren und von Übersetzungsanlässen (etwa hinsichtlich der Motive räumlicher Mobilität) zu fixieren und zu systematisieren.

Der vorliegende Band möchte zu diesem umrissenen Arbeitsfeld methodische Anregungen und orientierende Impulse geben. Zur Eröffnung skizziert ein Originalbeitrag Georges-Arthur Goldschmidts, wie Exil und Mehrsprachigkeit sein späteres Werk als Schriftsteller und Übersetzer bestimmten. Als theoretisches Pendant, eine Reflexion des 2005 verstorbenen Philosophen Paul Ricœur, dessen Textthermeneutik bedeutenden Einfluss auf die amerikanische Kulturanthropologie ausübte, dessen Ausführungen zum Thema »Übersetzung« in Deutschland jedoch noch weitgehend unbekannt – und unübersetzt – sind. Die anschließenden Forschungsbeiträge untersu-

chen Bedingungen von Sprachwechsel und Übersetzung sowie Beispiele von Übersetzungsprozessen und daraus resultierender Texte in den wichtigsten Kulturräumen (Europa, USA, Südamerika) sich hier nicht nur deutschsprachig präsentierender Exile der 1920er und 1930er Jahre bzw. sie versuchen, durch die Einbeziehung von kulturellen Übersetzern aus der »zweiten« Exilantengeneration und von neuen Exilen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die grundsätzliche Bedeutung des Übersetzungsparadigmas für eine *Literatur des Exils* nachzuweisen. Der Band erhebt dabei keinen Anspruch auf thematische oder methodische Vollständigkeit. Freilich aber möchte er die von Salman Rushdie in *Heimatländer der Phantasie* gemachte Beobachtung verifizieren, dass Exilanten im Grunde stets »übersetzte« oder in der Übersetzung befindliche Menschen seien. »Da wir quer über die Welt getragen wurden, sind wir auch selbst translated – übertragene Menschen. Normalerweise wird vorausgesetzt, daß bei der Übersetzung immer etwas verlorengeht; ich halte hartnäckig an der Auffassung fest, daß genauso etwas gewonnen werden kann.« Der Nachweis dieses Zugewinns soll hier an den Texten erbracht werden.